

VIERTELJAHRSHEFTE FÜR ZEITGESCHICHTE

34. Jahrgang 1986

Heft 2

DIETRICH GEYER

OSTPOLITIK UND GESCHICHTSBEWUSSTSEIN IN DEUTSCHLAND*

Stuttgart ist kein schlechter Platz, um über Ostpolitik und Geschichtsbewußtsein in Deutschland zu reden. Hier, in der Stadt und im Land ringsum, gibt es viele Zeugnisse und Erinnerungen, die dazu verführen könnten, mein Thema in der württembergischen Landesgeschichte sozusagen aufzuheben – ich möchte nicht sagen: im Hegelschen Verstande, denn das hieße, den Lokalpatriotismus übertreiben. Zu denken wäre vorab an die, die im 18. und 19. Jahrhundert als bäuerliche Kolonisten, Handwerker, Gelehrte, auch als Soldaten nach dem Osten und Südosten gingen. Zu denken wäre an die Katharinenstraßen, die Olgastraßen, Olgahöhen, Olgahaine, die Württemberg noch heute überziehen – Spuren aus einer Zeit, in der Stuttgart noch Prinzessinnen aus Rußland bezog und zwei von ihnen gar zu Königinnen machte: Ostpolitik als Heiratspolitik, in die Familiengeschichte der Herrscherhäuser eingelassen. Und eine Kaiserin aus Württemberg gab es in Rußland natürlich auch: Marija Fjodorovna, Prinzessin Sophie Dorothée, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen, Gemahlin des unglücklichen Kaisers Paul, Mutter zweier Zaren, Alexanders I. und Nikolajs I., Mutter auch der württembergischen Königin Katharina, die als Gemahlin Wilhelms I. nach Stuttgart kam¹.

Ungleich wichtiger aber wäre, das liberale Württemberg in Erinnerung zu rufen, Württemberg im Vormärz als Zentrum deutscher Polenschwärmerei und Russenangst. Die russischen Diplomaten und Agenten damals in Stuttgart kannten die aufässigen Köpfe im Lande genau, auch verdächtige Professoren und Studenten der Tübinger Universität, ja sie kannten sie mitunter besser, als es der hiesigen Polizei eigentlich hätte lieb sein dürfen. Und später dann waren sogar die neuen, die im Weberschen Sinn modernen Revolutionäre hier: Lenins berühmtes Pamphlet „Was tun?“ erschien in russischer Sprache 1902 im Stuttgarter Verlag von J. W. H. Dietz Nachf., im Parteiverlag der deutschen Sozialdemokratie, und 1911 war Lenin hier sogar in eine (wie man heute sagen würde) Parteispendenaffäre verwickelt, die ihn nach Sillenbuch zu Clara Zetkin führte².

* Unveränderte Wiedergabe eines Vortrags, der am 29. August 1985 im Rahmen einer vom Oberbürgermeister der Stadt Stuttgart und vom Verband der Historiker Deutschlands veranstalteten Vorlesungsreihe zum 16. Internationalen Historikerkongreß in Stuttgart gehalten wurde.

¹ Reiche Angaben bei Robert Uhlend (Hrsg.), 900 Jahre Haus Württemberg. Leben und Leistung für Land und Volk, Stuttgart 1984, S. 282 ff. passim.

² Hans Roos, Die Tübinger Romantik und die Polen. Ein Beitrag zur Geschichte der europäischen Konspiration, in: Tübinger Blätter 45 (1958) S. 33–54; zu Lenins „Parteispendenaffäre“: Dietrich Geyer, Kautskys russisches Dossier, Frankfurt 1981.

Aber nicht nur in der guten alten Zeit, auch in den Jahren, die uns näher liegen und deren Probleme uns noch auf den Nägeln brennen – auch nach 1945 ist Stuttgart, ist der deutsche Südwesten an den Ostproblemen beteiligt geblieben. Seit 1951 ist diese Stadt Sitz der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde; das noch jetzt geschäftsführende Vorstandsmitglied dieser Gesellschaft, Dr. Hans Schumann, war dreißig Jahre lang Kulturdezernent der Stadt Stuttgart. Hier hat Klaus Mehnert gewirkt. Hier gibt es das Institut für Auslandsbeziehungen, das wichtige Quellen zur Geschichte der deutschen Volksgruppen in Ost- und Südosteuropa aufbewahrt – Erinnerungen daran, daß das arme Württemberg einst Zentrum deutscher Auswanderung gewesen ist, ein Zentrum auch, wo sich anschaulich machen läßt, wie deutsche Ostpolitik – nach den Zwangsumsiedlungen, den Menschenvertreibungen und Menschenvernichtungen des Zweiten Weltkrieges – auf die Deutschen zurückschlug, wie Ostpolitik zum Massenschicksal wurde, millionenfach erfahren und erlitten, und erlitten von den Deutschen bekanntlich nicht allein. Betroffen waren alle Völker des europäischen Ostens – einige, wie die Juden, so unwiederbringlich betroffen, daß von ihnen dort kaum Spuren mehr zu finden sind. Deutsche Ostpolitik war hier so gründlich, daß von den Juden niemand übrig blieb, der hernach, wie es die Deutschen taten, Heimatrecht im Osten hätte einklagen können³.

Ostpolitik als Große Politik, als innerdeutsche Politik, als kollektive Erfahrung: aus der Vielfalt historischer Bezüge greife ich nur ganz wenige Aspekte heraus – historische Aspekte, versteht sich, nicht solche, die die Ostpolitik der Bundesrepublik oder die der DDR unmittelbar betreffen. Aber auch die Vergangenheit bleibt ja doch oft in eigentümlicher Weise aktuell, und gerade das mag hier der Fall sein. Konzentrieren werde ich mich auf Ostpolitik als Teil der deutschen Bewußtseinsgeschichte, das heißt: ich frage nach Spuren, die der Umgang mit den Ostproblemen im Bewußtsein der Deutschen hinterlassen hat, nach Vorstellungen und Begriffen, auch nach fixen Ideen, die die Deutschen in der Auseinandersetzung mit diesen Problemen von sich selber und von den anderen gewonnen haben⁴. Dabei geht es um Sachverhalte von langer Dauer und um Wirkungen bis in unsere Gegenwart hinein.

Ein solcher Tatbestand von langer Dauer wird sofort deutlich, wenn man sich klar macht, daß Ostpolitik (von welchem deutschen Standort her auch immer) in neuerer Zeit vor allem Rußlandpolitik gewesen ist. Deutsche Ostpolitik war seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert vor allem auf Rußland zentriert, und das war eine folgenreiche Sache – freilich keine, die von den Deutschen alleine abhängig gewesen wäre. In

³ „Armes Württemberg“: Wolfgang von Hippel, *Auswanderung aus Südwestdeutschland. Studien zur württembergischen Auswanderung und Auswanderungspolitik im 18. und 19. Jahrhundert*, Stuttgart 1984; *Ostpolitik als Massenschicksal vierzig Jahre danach*: Wolfgang Benz (Hrsg.), *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*, Frankfurt 1985; zur Judenvernichtung vgl. die Forschungsbilanz von Hans Mommsen, *Die Realisierung des Utopischen. Die „Endlösung der Judenfrage“ im „Dritten Reich“*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 9 (1983), S. 381–420.

⁴ Günther Stöckl, *Osteuropa und die Deutschen. Geschichte und Gegenwart einer spannungsreichen Nachbarschaft*, 3. durchges. und erweit. Aufl. Stuttgart 1982.

dieser Fixierung drückt sich die Konstanz, die Kontinuität der russischen Großmacht aus, die Dauerhaftigkeit des Russischen Imperiums auch über den Umbruch der Revolutionen hinweg, bis zu den Metamorphosen hin, die dieses Imperium in den letzten siebzig Jahren unter kommunistischer Herrschaft erfahren hat.

Zur dominierenden Kraft im Osten Europas (im Norden, wie man damals noch sagte) war der Moskauer Staat unter Peter dem Großen aufgestiegen – dank der neuen Staatsmaschine, dank des neuzeitlichen petrinischen Militär- und Steuerstaats, dank der russischen Siege im Nordischen Krieg. Zu den Voraussetzungen des russischen Machtaufstiegs gehörte das Ende der schwedischen Vormacht an der Ostsee und gehörte vor allem auch die russische Hegemonie in Polen: Polen-Litauen, diese weiträumige Adelsrepublik im Osten, hatte den Zarenstaat bisher an der Peripherie Europas festgehalten. Mit dem Verfall dieser spätmittelalterlichen Reichsbildung, mit dem Niedergang Polens, begann die Dauerpräsenz Rußlands in der europäischen Politik und in den deutschen Angelegenheiten zumal⁵.

Die russische Dauerpräsenz in Deutschland ist für das 18. Jahrhundert in den Einzelheiten hier nicht darzustellen. Ich erinnere nur daran, daß im Nordischen Krieg die Truppen Peters in Pommern und Sachsen, in Mecklenburg und Holstein standen. Ich erinnere an den Siebenjährigen Krieg, an die russische Okkupation Ostpreußens und an die Besetzung von Berlin 1760, an das *Miraculum* des Hauses Brandenburg, an die russischen Eingriffe in den preußisch-österreichischen Dauerkonflikt, an die Intervention Katharinas der Zweiten in den bayrischen Erbfolgekrieg und so fort. Ich denke an die machtvolle Rolle, die russische Armeen in Deutschland spielten, seit das revolutionäre Frankreich über seine Grenzen trat und Napoleon weite Teile Europas umzustürzen begann. Wenig später dann, in den Befreiungskriegen und in der Restaurationszeit, ist Rußland in Deutschland in wechselnden Rollen aufgetreten: Alexander I., gefeiert als der Befreier der Völker, als „Liberator der braven Deutschen“. Sein Bruder und Nachfolger, Kaiser Nikolaj I., galt zwischen dem Polenaufstand und der Olmützer Punktation, zwischen 1830 und 1850, für alle Liberalen und Demokraten als Inbegriff der Reaktion und Despotie, für die Konservativen war er Hüter der monarchischen Legitimität, Unterpfand dafür, daß Deutschland nicht in Chaos und Anarchie versinke.

Rußland als Element der deutschen Binnengeschichte, als Bestandteil der Begriffe, die die Deutschen von sich selber und von den anderen hatten: in diesem einschneidenden Sinn ist Rußland erst verhältnismäßig spät ins Bewußtsein des breiteren Publikums in Deutschland eingetreten, dann freilich geschah das nachhaltig und dauerhaft. Nach den Befreiungskriegen waren es die Jahre des sogenannten Vormärz, sodann die 1848er Revolution mit ihren Nachwirkungen, von denen stärkste Anstöße ausgegangen sind. Erst jetzt, während der Restaurationszeit, wurde das Zarenreich,

⁵ Erhellendes über den Begriffswandel bei Hans Lemberg, Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* N. F. 33 (1985), S. 48–91; Zusammenfassung des Forschungsstandes: *Handbuch der Geschichte Rußlands*. Bd. 2: Vom Randstaat zur Hegemonialmacht, hrsg. von Klaus Zernack, Stuttgart 1981 ff. (Lieferungen 1–5).

in Abwehr oder Zuwendung, zum Dauerthema öffentlicher Debatten. Russophobie und Russophilie, Russenhaß und Russenliebe, gewannen Bekenntnischarakter, fungierten als Erkennungszeichen, erhielten einen innerdeutschen Gebrauchswert, der der nüchternen Analyse wenig zuträglich war. Denn nicht Rußland, sondern eine ausgedachte Ordnung wurde vorgeführt, Rußland als Metapher für Grundfragen der Verfassungs- und Gesellschaftsform in Deutschland⁶.

Faustregel war: Wer die Russen schmäht, wer an ihnen keinen guten Faden läßt, wer in Rußland die Inkarnation von Despotie und Barbarei erkennt, das Bollwerk der Reaktion, in Kaiser Nikolaj den Gendarm Europas, den „Henker der edlen polnischen Nation“ und so fort – der gehört ins Lager der Freiheit, der bürgerlichen wie der deutschen Freiheit, der will das Vaterland bewahrt sehen vor der Herrschaft der Knute und vor Sklaverei, der steht für die Volksrechte ein, für das Recht der Nation, kämpft gegen die Mächte der Beharrung, der Finsternis, gegen Fürstenwillkür und Untertanengeist, mit anderen Worten: gegen die „russische Partei“ mitten unter uns. Und auf der anderen Seite der Barrikade galt: Wer Rußland und die Russen verteidigt, wer gar Lobenswertes an ihnen findet, der gehört (im Verständnis eben dieser Verteidiger) ins Lager der monarchischen Legitimität, der gottgewollten Ordnung, der bewahrenden, der konservativen Kräfte, zu denen also, die gegen den „falschen Schein“ der Freiheit sind, gegen die dämonischen Mächte der Revolution, gegen Chaos und Anarchie, gegen die Despotie der Masse, gegen Doktrinäre, Demagogen, Franzosenfreunde, gegen „entdeutsche“, „verwälschte“ und „halbverjudete Philister“. So las man's in der Kreuzzeitung 1853.

Kein Zweifel freilich, daß in der binnendeutschen Rußlanddebatte der Haß stärker als die Liebe war. Nicht konservative Russensympathie, sondern liberale und demokratische Russophobie prägte die Maßstäbe und die Begriffe. Und diese waren auf schärfste Kontraste angelegt. Hier, in Deutschland, die Tugenden der Bürgerwelt: Kultur, Zivilisation, Fortschritt, Freiheit, Herrschaft des Rechts; dort, in Rußland, die Merkmale asiatischer Barbarei, orientalische Despotie, Willkür, Eroberungsgeist, Expansion – kulturverschlingende Expansion in Permanenz; hier, in Deutschland: Individualität, Ehrbarkeit, Fleiß, Sparsamkeit, Reinlichkeit, Enthaltbarkeit und dergleichen; dort, in Rußland: Grausamkeit, Triebhaftigkeit, Trunksucht, Schmutz und ähnliche gräßliche Eigenschaften mehr. Viele Einzelteile dieser Klischees ließen sich aus der älteren Literatur zusammensetzen, schon aus der Rußlandliteratur des 16. und 17. Jahrhunderts, auch aus der der Aufklärung und natürlich aus der antirussischen Publizistik der französischen Revolution. Der junge Joseph Görres hatte 1798 die Gefahr der russischen Welt-Despotie beschworen, und viele taten es ihm nach, Rußland ein barbarischer Koloß – „aus Schnee, Eis und Blut zusammengeknetet“⁷.

⁶ Hierzu und zum Folgenden: Dieter Groh, *Rußland und das Selbstverständnis Europas*. Ein Beitrag zur europäischen Geistesgeschichte, Neuwied 1961; Peter Jahn, *Russophilie und Konservatismus. Die russophile Literatur in der deutschen Öffentlichkeit 1831–1852*, Stuttgart 1980.

⁷ D. Groh, *Rußland*, S. 87; gute Forschungsübersichten über die ältere deutsche Rußlandliteratur: *Russen und Rußland aus deutscher Sicht*, hrsg. von Mechthild Keller, München 1985.

Und überall berief man die Beweiskraft der Geschichte: Man verwies auf den Einfall Ivans des Schrecklichen in Livland, auf die Moskowiterfurcht damals, verwies auf den vermeintlichen Endzweck russischer Machtpolitik, auf das angebliche Testament Peters des Großen (eine Erfindung polnischer Emigranten), auf Projekte Katharinas der Zweiten, auf den ungehemmten Expansionstrieb der Russen, einen auf Weltherrschaft versessenen Drang – Expansion als Naturgesetz russischer Geschichte. Solche klischeierten Vorstellungen, zum Geschichtsgesetz hochstilisiert, geistern durch die Kremlastrologie noch heute. Ein deutscher Professor hat vor 1914 einmal ausgerechnet, daß Rußland seit Peter dem Großen pro Tag um 90 Quadratkilometer gewachsen sei⁸.

An Material, aus dem die Waffen der Russophobie geschmiedet wurden, fehlte es also nicht. Aber anders als im 18. Jahrhundert, das noch auf den aufgeklärten Herrscher setzte, wurde jetzt, im 19., zwischen Herrschaftsform und Volkscharakter nicht mehr unterschieden. Es gab kein anderes, kein besseres Rußland, gab keine Hoffnung, es sei denn den Krieg: den Entscheidungskampf zwischen Freiheit und Despotie, Rußland und Europa, Ost und West, zwischen Germanentum und Slawentum. Dieser entscheidende Kampf schien mit dem Krimkrieg angebrochen zu sein, und die öffentliche Stimmung drängte denn auch auf den Kriegseintritt Preußens und Österreichs an der Seite der Westmächte.

Das Bild von der Einheit zwischen Zar und Volk galt im übrigen auch im konservativen Milieu. Die Konservativen, die „Berliner Ukasuisten und Knutologen“, machten aus Rußland das Idealbild einer Welt, die, wie sie meinten, heil geblieben sei, die Revolution, Pauperismus, Proletarisierung, Sozialismus, Kommunismus, die „eiternden Geschwüre“ des modernen Europa nicht zu fürchten habe. Das patriarchalische Rußland hielt August Frhr. von Haxthausen in seinen berühmten Rußlandstudien (1847/52) für den Inbegriff unbeschädigten Lebens, gegründet auf Familie und Gemeinde, auf das zutiefst religiöse Bauernvolk, auf Volksleben, Volksinstinkt und auf die Vollgewalt des Zaren. Rußland habe dem verderbten Westen viel zu sagen⁹.

Diese Ansicht war schon in der Idee der Heiligen Allianz, im Ausstrahlungsfeld Alexanders des Ersten, aufgekommen. Ich erinnere an Jung-Stilling und Franz von Baader; sie hatten sich auf die besondere religiös-politische Sendung der Ostkirche bezogen und Erlösungshoffnungen mit ihr verknüpft. Die Faszination, die von der russischen Religiosität ausging, nährte sich auch später noch, bis in unser Jahrhundert hinein, von Zivilisationsmüdigkeit, Krisenbewußtsein, von der Sehnsucht nach Sinn. Dem entsprach die Bewunderung für die Ursprünglichkeit des russischen Natur- und Seelenmenschen. Der Mythos von der russischen Seele (auch der slawischen Seele) hat hier seinen Ort. Auf diese Gefühlslagen, die Ausdruck des Orientierungsnotstands deutscher Intelligenz gewesen sind, wirkten dann vor allem Tolstoj und Dosto-

⁸ Yorck von Wartenburg, *Weltgeschichte in Umrissen*, 5. Aufl. Berlin 1901, S. 495.

⁹ August von Haxthausen, *Studien über die inneren Zustände, das Volksleben und insbesondere die ländlichen Einrichtungen Rußlands*, Bd. 1–2, Hannover 1847, Bd. 3, Berlin 1852; dazu P. Jahn, *Russophilie*, S. 181 ff.

jevskij ein. Rußland weckte Sehnsucht nach neuer Offenbarung und Geborgenheit. Man denke an das Rußlanderlebnis von Rainer Maria Rilke; er ging dann in Worpsewede im Russenhemd und in Tatarenstiefeln und sagte: „proschtschaj“ statt Lebewohl¹⁰.

Weil Europa verdorben und am Ende sei, hat auch Friedrich Nietzsche Rußland gepriesen: Rußland, das Land der Zukunft, „die einzige Macht, die ... Dauer im Leibe hat, die warten kann, die etwas noch versprechen kann – Rußland, der Gegensatzbegriff zur erbärmlichen europäischen Kleinstaaterei und Nervosität,“ – diese Macht müsse „Herr Europas und Asiens“ werden. Solche Verheißung setzte auf die unverbrauchten „jungen Völker“, auf die „Barbaren des 20. Jahrhunderts“, und das ging fort über den Ersten Weltkrieg hinweg. Spuren finden sich bei Oswald Spengler, Max Scheler, finden sich bei Moeller van den Bruck und im Tatkreis, im Milieu der konservativen Revolution und des Nationalbolschewismus von Weimar¹¹.

Derlei Bekundungen der Attraktivität blieben in Deutschland freilich überwiegend literarisch und philosophisch, das heißt: sie blieben im wesentlichen folgenlos. Ungleich stärker war die Tradition der Negativklischees, war – über alle Gegensätze hin – die Konsens stiftende Kraft der Rußlandfeindschaft. Das wirkliche Rußland wurde dafür eigentlich gar nicht gebraucht. Die Urteile hatten sich längst verselbständigt, hatten symbolischen Charakter angenommen. Das zeigte sich besonders plastisch in der Verbindung von Russophobie und Polonophilie, wie sie für den Vormärz-Liberalismus typisch gewesen war. Doch die deutsche Polenliebe, so schwärmerisch sie sich gab, lebte im bürgerlich-liberalen Milieu nicht lang, verlief sich bereits in der Polendebatte der Frankfurter Nationalversammlung, als es nicht mehr bloß um die Begriffe, sondern um die Sachen selber ging¹².

Natürlich war die Russophobie keine exklusiv deutsche Eigenschaft. Das Russenthema war international. Material und Anregung kamen vor allem aus der englischen und der französischen Publizistik. Aber nirgends sonst hat dieses Thema so polarisierend gewirkt wie in Deutschland, nirgends sonst waren die Schablonen so dauerhaft. Von den Gründen, warum dies so war, nenne ich hier nur zwei: Wichtig war erstens, daß, anders als in Frankreich oder England, der Rußlandkomplex in Deutschland sozusagen in der Jugendzeit der bürgerlichen Gesellschaft groß geworden ist, gerade als die politische Kultur des Bürgertums zum erstenmal zu Kräften kam, als sie von altständischen, partikularen, von vormodernen Wertmustern Abschied nahm, um ihr Bewegungsfeld, ihre Identität, ihre neue Freiheit in der Idee des größeren Vaterlandes zu finden: in der Freiheit und Einheit der Nation, im Nationalstaat der Deutschen.

¹⁰ Heinrich Stammler, Wandlungen des deutschen Bildes vom russischen Menschen, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N. F. 5 (1957), S. 271–305; Wolfgang Leppmann, Rilke. Sein Leben, seine Welt, sein Werk, Bern 1981, S. 128 ff.

¹¹ D. Groh, Rußland und das Selbstverständnis Europas, S. 305 ff.; Hans Hecker, Die Tat und ihr Osteuropabild 1909–1939, Köln 1974; Louis Dupeux, „Nationalbolschewismus“ in Deutschland 1919–1933, München 1985.

¹² Eberhard Kolb, Polenbild und Polenfreundschaft der deutschen Frühliberalen. Zu Motivation und Funktion außenpolitischer Parteinahme im Vormärz, in: Saeculum 26 (1975), S. 111–127.

Und wie der deutsche Nationalstaat (nach einem Wort von Theodor Schieder) „unvollendet“ blieb, so ist der Russenkomplex, der die moderne Nationsbildung in Deutschland begleitet hatte, ein Teil der deutschen Bewußtseinsgeschichte geblieben. Diese Fortwirkung ist nicht verwunderlich. Denn auch in der realen Politik hat es ja keinen Abschied von Rußland und dem Osten gegeben. Es blieb die Nachbarschaft, und es blieb das Faktum, daß die deutsche Geschichte mit dem europäischen Osten verflochten war, ja daß sie in sehr unmittelbarem Sinn Teil an der osteuropäischen Geschichte hatte¹³.

Für die zählebigen Negativklischees war zweitens von Belang, daß das deutsche Nationalbewußtsein von Anfang an in eben diesem Osten weiten Auslauf suchte, eine historische Bestimmung für die deutsche Nation über die eigenen Grenzen weit hinaus. Aus diesem Verlangen kam die Idee von der germanischen Mission im Osten. Sie ging parallel mit der Ausbildung der Russophobie. Herders Slawenvision, die Prognose einer großen Zukunft für die slawischen Völker (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit) wirkte in Deutschland nicht fort. Ausgangspunkt für den Missionsgedanken war die romantische Zuwendung zum deutschen Mittelalter, war die Entdeckung der mittelalterlichen Ostsiedlung, der Schwertmission der Ordensritter, war deren Deutung als Kolonisationswerk, als historische Kulturtat der Deutschen. Die Germanisierung der Slawen – „geschichtsloser Völker“ – wie Hegel und wie Friedrich Engels sagten – schien gerechtfertigt, im Interesse der Zivilisation zu liegen, entsprach dem Recht der höheren Kultur. Die Deutschen hätten, sagt Friedrich List 1845, dieses Recht auf Kolonisation auch jetzt; sie hätten ihrer „überfließenden Menschenmenge“ in einem neuen Zug nach Osten Raum zu schaffen. Deutsche Kultur, so der Historiker Georg Waitz 1860, hat den „Beruf, sich gegen Osten hin auszubreiten“. „Unser Volk“, so Treitschke zwei Jahre später, ist „Bezwinger, Lehrer, Zuchtmeister unserer Nachbarn“. Tatsächlich war denn auch (das hat Wolfgang Wippermann erst jüngst gezeigt) das Schlagwort vom „deutschen Drang nach Osten“ ein Produkt eben dieser Missionsidee, es wurde in Deutschland erfunden und wurde – von Tschechen, Polen und Russen – an die Deutschen zurückgegeben und in deren eigenes, von Bedrohungsängsten durchzogenes Bild von der deutschen Geschichte eingebaut, in das Stereotyp von der „deutschen Gefahr“¹⁴.

Leicht läßt sich zeigen, daß die Urteilmuster deutscher Russophobie umstandslos, das heißt: ohne Aufwand an Gedankenarbeit, auf die Slawen im ganzen übertragen worden sind. Die Begriffe: russisch, slawisch, oft auch asiatisch, tatarisch, orientalisch

¹³ Hans-Jobst Krautheim, *Öffentliche Meinung und imperiale Politik. Das britische Rußlandbild 1815–1854*, Berlin 1977; Raymond Th. McNally, *Das Rußlandbild in der Publizistik Frankreichs 1814–1843*, in: *Forschungen zur osteuropäischen Geschichte* 6 (1958), S. 82–169; Klaus Zernack, *Preußen als Problem der osteuropäischen Geschichte*, in: *Moderne preußische Geschichte 1648–1947. Eine Anthologie*, Bd. 3, Berlin 1981, S. 1061–1622.

¹⁴ Hans Lemberg, *Der „Drang nach Osten“. Schlagwort und Wirklichkeit*, in: *Deutsche im europäischen Osten*, hrsg. von B.-F. Kaiser und B. Stasiewski, Köln 1977, S. 1–17; Wolfgang Wippermann, *Der „deutsche Drang nach Osten“. Ideologie und Wirklichkeit eines politischen Schlagwortes*, Darmstadt 1981.

– waren austauschbar. Dabei wirkte die Überzeugung kultureller Überlegenheit als Gegengewicht, als Widerhaken gegen die Furcht. Kraftsimulation und Angst gehen bekanntlich eng zusammen. Das Überlegenheitsgefühl dämpfte die Sorge vor der Überflu-

– tung, die den Deutschen vom Osten her zu drohen schien, von seiten des Zarenimperiums und des von Rußland aufgeputschten Panslawismus vor allem. Die Kulturträgertheorie half dem nationalen Selbstbewußtsein auf, sie stärkte die Zuversicht, daß im „Weltkampf der Slawen und Germanen“ die „höhere Kultur“ triumphieren werde.

Ich bin auf diese alten Rußland- und Slawenklischees deshalb so ausführlich eingegangen, weil sie über die Generationen hin haften geblieben sind. Dabei hatten sich doch, spätestens seit der Gründung des Bismarckschen Reiches, die machtpolitischen Verhältnisse von Grund auf verändert. Die Gewichte hatten sich gewissermaßen umgekehrt: Deutschland war zu einem Machtfaktor ersten Ranges geworden, Rußland dagegen war seit der Krimkriegniederlage nachhaltig geschwächt, seine hegemoniale Rolle in den deutschen Angelegenheiten war dahin. Das Zarenreich blieb auf Jahre hinaus mit sich selbst beschäftigt, mit dem Versuch, seinen Entwicklungsrückstand aufzuholen und durch innere Reformen aufs Niveau seiner europäischen Konkurrenten zu kommen. Aber diese Schwächung, die doch zu den Voraussetzungen der Reichsgründung gehörte, wurde in Deutschland kaum registriert. Ins gesellschaftliche Bewußtsein ging sie nicht ein. Auch ein schwaches Rußland weckte Angst¹⁵. Neben der Russophobie wirkte der Superioritätsanspruch gegenüber der slawischen Welt ungemindert fort, ja er wurde nun mit neuem Machtgefühl aufgeladen und durch sozialdarwinistische und völkische Leitbegriffe radikalisiert. Was an konservativer Rußlandorientierung nachgeblieben war, verfiel im Lauf der Zeit.

Wie bekannt, hat Bismarck an die konservativen Traditionen zunächst angeknüpft. Das Bündnis mit Rußland sollte Polen niederhalten, sollte den Zweifrontenkrieg ausschließen, sollte verhindern, daß Österreich-Ungarn mit Rußland aneinander geriet, in einem Krieg, der den Habsburger Vielvölkerstaat im Aufruhr der Slawen womöglich hätte auseinanderbrechen lassen. Das hieß nicht, daß dem Kanzler Rußland als verlässlicher Partner erschienen wäre. Bismarck sah das Zarenreich nicht agrarromantisch verklärt, sondern schon im Vorfeld der Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) zutiefst aufgewühlt. Ihm schien, als habe in Petersburg die Revolution im Ministersessel Platz genommen, in Gestalt einer „roten Partei“, die ein dynamisches Rußland haben wolle, einen, wie Bismarck sagte, „riesigen Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bürokratie, Presse – etwa nach Napoleonischem Muster“. Die Autokratie nicht Stütze der alten Ordnung mehr, sondern den neuen Mächten des Nationalismus preisgegeben, das dynastische Sonderverhältnis von einem aggressiven Panrussismus und Panslawismus ausgehöhlt – das wa-

¹⁵ Maria Lammich, *Das deutsche Osteuropa-Bild in der Zeit der Reichsgründung*, Boppard am Rhein 1977.

ren Schreckensbilder, die Triebkraft der Bismarckschen Rußlandpolitik geblieben sind¹⁶.

Die gesellschaftliche Basis dieser Politik war schmal. In der nationalistisch aufgelegten Öffentlichkeit, auch in Rußland, trugen die familiären Gefühle der Monarchen nicht weit. Obwohl nun Frankreich für die Deutschen die Rolle des revanchelüsteren Erbfeindes spielte, wurden die Aversionen gegenüber Rußland von immer breiteren Schichten aufgenommen, von einem Großteil der Konservativen und, was wichtiger war, von der deutschen Arbeiterbewegung. Zunächst zu den Vorstellungen, die, zumal seit den achtziger Jahren, im Milieu der Agrarier, im Auswärtigen Amt und im Generalstab um sich griffen: Die Agrarier pflegten das Trauma von der russischen Getreideflut und wirkten als Hebel für die Agrarzölle, später, unter Caprivi, für den Zollkrieg mit den Russen. Die Militärs kultivierten die Ängste vor dem Zweifrontenkrieg. Sie empfahlen den Präventivkrieg gegen Rußland, hofften, einer Situation zuvorzukommen, in der ein militärisch erstarktes Rußland mit einem rachedürstenden Frankreich sich verbände. Der Einkreisungskomplex, der hier aufkam und dem Bismarck im Krisenjahr 1887 noch widerstanden hatte, wuchs mit dem Selbstverständnis der politisch-sozialen Führungsschichten dauerhaft zusammen¹⁷. Was das für den Weg zum Ersten Weltkrieg bedeutet hat, ist hier nicht darzustellen.

Nicht weniger folgenreich war die Übertragung der Russenfeindschaft auf die in der Hochindustrialisierung rasch wachsende deutsche Arbeiterklasse, jedenfalls auf jene Teile der Arbeiterschaft, die ihre politische Orientierung von der Sozialdemokratie empfangen. Dabei hat sich der Russenhaß fortgeerbt, wie er für Marx und Engels in der Tradition des Vormärz charakteristisch gewesen war. In der Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung wurde er sozusagen „demokratisiert“. Gewiß, um die Jahrhundertwende schien sich eine Abkehr von den undifferenzierten Klischeevorstellungen anzubahnen. Denn im Vorfeld der russischen Revolution von 1905 entdeckten die deutschen Sozialdemokraten Bündnispartner in Rußland selbst – junges Fabrikproletariat, das im Klassenkampf immer kräftiger zu werden schien. Karl Kautsky meinte 1902, daß sich das Zentrum der europäischen Revolution nach Osten, zu den Slawen hin verlagert habe, und 1904 sprach er davon, daß der Kampf um die Befreiung der Völker Rußlands nicht länger in Warschau, sondern in Petersburg entschieden werde. Die polnische Demokratie sei nicht zu erringen, wenn zuvor die russische nicht errungen wäre¹⁸.

Freilich: die Unterscheidung zwischen Zarismus und Volk saß bei den Sozialdemokraten nicht tief. Im August 1914 kam heraus, wie rasch die alten Vorurteile wieder

¹⁶ Reinhard Wittram, Bismarcks Rußlandpolitik nach der Reichsgründung, in: *Historische Zeitschrift* 186/2 (1958), S. 261–284; ders., Bismarck und Rußland, in: *Deutsch-russische Beziehungen von Bismarck bis zur Gegenwart*, hrsg. von Werner Markert, Stuttgart 1964, S. 17–39.

¹⁷ Fritz T. Epstein, Der Komplex „Die russische Gefahr“ und sein Einfluß auf die deutsch-russischen Beziehungen des 19. Jahrhunderts, in: *Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts*, hrsg. von I. Geiss und B. J. Wendt, Düsseldorf 1973, S. 143–159.

¹⁸ Helmut Krause, *Marx und Engels und das zeitgenössische Rußland*, Gießen 1958; Peter Lösche, *Der Bolschewismus im Urteil der deutschen Sozialdemokratie 1903–1921*, Berlin 1967.

mobil zu machen waren. Einen Vorschein dessen, was da vor aller Augen trat, hatte es bereits 1891 gegeben, als das Bündnis zwischen Paris und Petersburg tatsächlich zustande gekommen war. August Bebel sagte damals (und er durfte sich des Beifalls von Friedrich Engels sicher sein): „Greift Rußland, der Hort der Grausamkeit und Barbarei, der Feind aller menschlichen Kultur, Deutschland an, . . . so sind wir ebenso gut und mehr interessiert wie diejenigen, die an der Spitze Deutschlands stehen, und werden dem entgegentreten, um Deutschland, das heißt: uns selbst zu retten und unseren Boden von den Barbaren zu befreien.“¹⁹

Hier bereitete sich ein nationaler Konsensus vor, der im Zeichen der Rußlandfeindschaft Sozialdemokraten und Konservative gleichermaßen umfing. Auch auf konservativer Seite wurde der Gedanke populär, „das slawische Barbarentum endgültig auf sein natürliches Aktionsgebiet, den asiatischen Osten und Südosten, zurückzuwerfen und die westeuropäische Kultur vor panslawischer Vergewaltigung zu sichern“ (v. Bernhardi, 1890). 1892, während der Verhandlungen um die russisch-französische Militärallianz, wurde an der Berliner Universität ein Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte, der erste in Deutschland, eingerichtet und wurde mit einem prominenten Russenhasser besetzt, mit dem Deutschbalten Theodor Schiemann, Leitartikler der Kreuzzeitung, Lehrer an der Preußischen Kriegsakademie, einem Präventivkriegsanhänger, der das Ohr des Kaisers hatte und das von Waldersee und Schlieffen auch. Im Jahr seiner Berufung zum Professor edierte er eines der wütesten antirussischen Pamphlete seiner Zeit, die Tagebuchblätter seines Landsmanns Victor Hehn: „De moribus Ruthenorum. Zur Charakteristik der russischen Volksseele“. Hier, wie auch anderswo, wurde das alte Arsenal der Negativstereotypen nun in neuer Weise aufpoliert; bis zur rassistischen Ausdeutung deutscher Kulturüberlegenheit war es von hier aus nicht weit.²⁰

Jetzt hieß es, daß am Ausgang des großen Kampfes zwischen Slawen und Germanen nicht zu zweifeln sei: Fürchtet Euch nicht, denn der Russe ist minderwertig, von gemeiner Gemütsart, der Trunkenheit und Faulheit verfallen, ohne Intelligenz, unfähig, Eisenbahnen und Maschinenfabriken ohne fremde Hilfe zu betreiben, Rußland – ein Koloß auf tönernen Füßen. Nun wurde, gegen die Interessen des Großkapitals und des deutschen Rußlandgeschäfts, zum Embargo geraten: Kredite, hieß es, pöppelten den russischen Koloß immer wieder auf, hielten ihn künstlich am Leben, lieferten ihm die Fabriken und die Waffen, mit denen im Kriegsfall „Deutschlands Söhne getötet und verstümmelt“ würden. Wer, wie der konservative Berliner Osteuropahistoriker Otto Hoetzsch, dafür warb, den Kopf über dem Nebel zu halten, galt selbst als Gefahr, als „die russische Gefahr im deutschen Hause“ (Johannes Haller). Es war nicht leicht, in Deutschland anders als schlecht von den Russen zu reden.²¹

¹⁹ Protokoll über die Verhandlungen des Parteitages der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. Abgehalten zu Erfurt vom 14. bis 20. Oktober 1891, S. 285

²⁰ Zur Ideologie der Rußlandfeindschaft: Fritz Fischer, *Der Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914*, Düsseldorf 1969, S. 77 ff.

²¹ Johannes Haller, *Die russische Gefahr im deutschen Hause*, Stuttgart 1917; Otto Hoetzsch, *Russische Probleme. Eine Entgegnung auf J. Hallers Schrift*, Berlin 1917.

Der antirussische Konsens lebte mit seinen Widersprüchen. Die Fixierung auf Rußland war auch dafür verantwortlich, daß die Völkerwelt des europäischen Ostens wie eh und je nur äußerst verzerrt, nur in russozentrischer Perspektive wahrgenommen wurde. Die alte Ineinssetzung von Russentum und Slawentum wirkte fort und fand sich durch den Panslawismus immer wieder bestätigt. Von Interesse waren die nicht-russischen Völker im Osten nur insoweit, als sie sich gegen Rußland verwenden ließen. Nur antirussische Slawen wärmten das deutsche Herz, und auch ihnen gegenüber setzte man die deutsche Kulturüberlegenheit umstandslos voraus: das deutsche Recht zu herrschen und die Bestimmung der anderen, deutschen Interessen dienstbar zu sein. Wie eh und je galt das west-östliche Kulturgefälle als Axiom. Der Umgang mit den Polen in Preußen war dafür beispielhaft. „Halbasien“ begann in Oberschlesien. Die deutsche Polenliebe war, wie gesagt, dahin. Im preußisch-deutschen Reich wurden die Staatsbürger polnischer Nationalität, wenn sie Polen bleiben wollten und der Germanisierung widerstrebten, den „Reichsfeinden“ zugezählt. Aber auch die deutschen Sozialdemokraten, „Reichsfeinde“ wie die Polen, hatten Mühe, ihr Verhältnis zu den polnischen Klassenbrüdern leidlich zu regulieren²². Die Reichsgrenzen von 1871 galten ihnen als sakrosankt, und seit der Versailler Diktatfrieden im deutschen Osten „blutende Grenzen“ geschaffen hatte, war die Revision dieser Grenzen auch für Sozialdemokraten eine selbstverständliche Forderung.

Die nichtrussischen Völker Osteuropas waren aus deutscher Sicht vor allem Objekte antirussischer Strategie. Sie waren das vor allem dann, wenn es um Entwürfe zur Neuordnung dieses Raumes ging, um die Zurückdrängung Rußlands, die Zerstückelung des zaristischen Vielvölkerimperiums, um die Schaffung eines Großwirtschaftsraumes unter deutscher Hegemonie. Auch die vieldiskutierte Mitteleuropaidee hat hier ihren Platz. Der alte Gedanke, daß Rußland in seine nationalen Bestandteile zu zerlegen sei, gewann seit den ausgehenden achtziger Jahren wachsende Plausibilität. Er gehörte zu den Methodenfragen der Präventivkriegspläne und zu den damit verbundenen Expansionszielen. Eine Maximalvariante dieser Pläne wurde 1918 nach dem Frieden von Brest-Litowsk ins Visier genommen: die Aufrichtung eines deutschen Kolonialimperiums auf dem Territorium des Russischen Reiches, durch militärische Eroberung und direkte Beherrschung der strategisch und ökonomisch wichtigsten Räume. Dabei sollte allenfalls noch ein „Restrußland“ Bestand haben, abgedrängt auf das Moskauer Kerngebiet und, natürlich, unter deutscher Hegemonie. Die deutsche Ostpolitik vom Sommer 1918 beruhte auf diesem Konzept. Hinzuzudenken sind Pläne zur „völkischen“ Flurbereinigung, Neuordnungs- und Kolonisationspläne, in denen die Zwangsumsiedlung ganzer Bevölkerungsgruppen einkalkuliert war²³.

²² Hans-Ulrich Wehler, *Sozialdemokratie und Nationalstaat. Nationalitätenfragen in Deutschland 1840–1914*, 2. Aufl. Göttingen 1971.

²³ Andreas Hillgruber, *Deutsche Rußlandpolitik 1871–1918. Grundlagen, Grundmuster, Grundprobleme*, in: Ders., *Deutsche Großmacht- und Weltpolitik im 19. und 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 1977, S. 70–90; Winfried Baumgart, *Deutsche Ostpolitik 1918. Von Brest-Litowsk bis zum Ende des Ersten Weltkrieges*, München 1966.

In vieler Hinsicht war hier vorweggenommen, was von Hitler noch radikalisiert werden sollte: im Generalplan Ost von 1941/42 rassenideologisch gesteigert, kombiniert mit Unterwerfungs- und Ausrottungsstrategien, die alle bisherigen Vorstellungen übertrafen. Die Mehrzahl der nationalsozialistischen Ostexperten hielt das nicht für gut. Diese Experten blieben auf die Zerstückerungs- und Ausbeutungskonzepte des Ersten Weltkrieges justiert, dem deutschen Ostimperialismus von 1918 näher als irgendeiner anderen Tradition. Sie empfahlen die Dekomposition der Sowjetunion und eine begrenzte Zusammenarbeit mit den „Ostvölkern“ unter deutscher Führung und antibolschewistischer Fahne. Noch heute kann man gelegentlich Bedauern darüber hören, daß Hitler den Leuten vom Amte Rosenberg und aus der Abwehr sich verschloß – so als ob es je der historische Beruf der Deutschen gewesen oder gar geblieben wäre, Osteuropa neu zu ordnen – nur anders und geschickter, als Hitler das tat²⁴.

Gewiß: Die Weimarer Zeit hatte die Kontinuität des deutschen Ostimperialismus kurzzeitig unterbrochen. Doch andere Konstanten wirkten fort: „Zwischeneuropa“, die jungen Staaten zwischen Deutschland und Rußland, galten als Produkte der Sieger, das neue Polen – als ein „Saisonstaat“, der so, wie er war, nicht dauern dürfe – so wenig wie Versailles. Was sich im Lichte von Rapallo, im deutschen Sonderverhältnis zur Sowjetunion, wie eine Renaissance konservativer Rußlandorientierung ausnahm, war gegen eben dieses Polen gerichtet und wurde doch zugleich von alten Bedrohungskomplexen eingeholt, die sich auf die neue Lage mühelos hatten umstellen lassen: von der russischen Gefahr auf die bolschewistische, die kommunistische, die sowjetische, die rote Gefahr. Und da das rote Rußland, jedenfalls eine Zeitlang, in erheblichen Teilen der Arbeiterschaft und der Intellektuellen als eine faszinierende Alternative erschien, und da es nun eine Kommunistische Partei in Deutschland gab, eine deutsche Sektion des Bolschewismus – sah man diese Bedrohung sowohl von innen wie von außen kommen²⁵. Überflüssig zu sagen, daß der Aufstieg des Nationalsozialismus ohne die Manipulierbarkeit dieser Ängste nicht zu denken wäre. Hitler als „Führer“ beherrschte dieses Metier bald so virtuos, daß er mit den eingewachsenen Ängsten und Aversionen beliebig hantieren konnte: vom Ausgleich mit Polen 1934 bis zur Liquidierung Polens im Blitzkrieg der achtzehn Tage, von der Aufteilung Osteuropas im Bündnis mit Stalin zum Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion.

Ich halte hier ein, ohne die Linien genauer auszuziehen – über den Krieg hinweg zu den aktuellen Problemen hin, die für die Ostpolitik im geteilten Deutschland nun bestehen. Die gewaltigen Veränderungen stehen uns vor Augen, aber auch Konstanten sind zu sehen: Wie eh und je ist Ostpolitik zugleich innerdeutsche Politik, das bedarf keiner Erläuterung. Wie eh und je geht es in der Ostpolitik um gegensätzliche

²⁴ Andreas Hillgruber, *Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940–1941*, Frankfurt 1965; Alexander Dallin, *Deutsche Herrschaft in Rußland. Eine Studie über Besatzungspolitik*, Düsseldorf 1958.

²⁵ Walter Laqueur, *Deutschland und Rußland*, Berlin 1965, S. 143 ff.; Rudolf Jaworski, *Deutschpolnische Feindbilder 1919–1932*, in: *Internationale Schulbuchforschung* 6 (1984), S. 140–156.

Konzepte der Gesellschaftsform und der Verfassungsordnung, heute besonders markant in der Polarität der beiden deutschen Staaten. Die Deutsche Demokratische Republik hat die „ewige Freundschaft“ mit der Sowjetunion und den anderen sozialistischen Ländern sogar zum Verfassungsgrundsatz gemacht. In der Bundesrepublik, aber nicht nur dort, sind dagegen nicht ohne Grund alte Bedrohungskomplexe noch im Schwang und vielfach mit neuen Erfahrungen verbunden worden. Keine Ostpolitik ist vorstellbar in der parlamentarischen Demokratie, die diese Ängste nicht zu bedenken hätte. Verbreitet blieb die Gewohnheit, Rußland bzw. die Sowjetunion durch alte Brillen zu sehen, dort nur zu sehen, was man seit eh und je zu sehen glaubt: jenes ewig gleiche, unverrückbar Russische, in pflegeleichte Klischees verpackt, von der Geschichte schon immer bestätigt.

Verbreitet blieb auch die Neigung, Osteuropa vor allem in moskauzentrischer Perspektive wahrzunehmen, d. h. nur dem vor allem Aufmerksamkeit zu schenken, was sich auf das Machtzentrum bezieht, was Front macht gegen die sowjetische Hegemonie. Nach wie vor ist das deutsche Interesse an den Völkern Mittel- und Osteuropas (vom Interesse an den nichtrussischen Völkern der Sowjetunion zu schweigen!) allzu flüchtig und konjunkturbedingt. Man mag das prüfen an unserem Verhältnis zu den tschechoslowakischen Problemen, man mag das am polnischen Beispiel prüfen: an der Resonanz auf *Solidarność*, an der Kritik an den Schulbuchempfehlungen oder auch an den Debatten um den Slogan, daß „Schlesien unser“ sei²⁶.

Nach meinem Eindruck sind wir Deutschen unmäßig stark auf uns selber fixiert – ob in neopatriotisch verkürzter Pose oder in selbstquälerischer Absicht, das bleibt sich gleich. Auch die nun schon modische Frage nach der deutschen Identität oder die noch seltsamere Frage, wem die deutsche Geschichte denn nun wohl gehöre? – auch solche Reden zeigen das mit jedem Zungenschlag. Ich meine, unsere Identität ist kräftig genug, um derlei Nabelschau zu überwinden und um zu begreifen, daß wir nicht zu uns selber kommen werden, solange wir keine genaueren, keine vernünftigeren Begriffe von unseren Nachbarn haben – auch und gerade von unseren Nachbarn im Osten.

²⁶ Wolfgang Jacobmeyer (Hrsg.), *Die deutsch-polnischen Schulbuchempfehlungen in der öffentlichen Diskussion der Bundesrepublik Deutschland. Eine Dokumentation*, Braunschweig 1979; kritischer Überblick über die Literatur zur Vertriebenengeschichte von Hellmuth Auerbach, in: W. Benz (Hrsg.), *Die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten*, Frankfurt 1985, S. 219–231